

Dieses Buch ist der unveränderte Reprint einer älteren Ausgabe.

Erschienen bei FISCHER Digital

© 2017 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Printed in Germany

ISBN 978-3-596-31610-6

Fischer

Weitere Informationen finden Sie auf
www.fischerverlage.de.

1

Kind der Liebe

Hilary Swank steht auf der Damentoilette des Beverly Hilton Hotels und schiebt ihr Dekolleté zurecht. Sie scheint die betont desinteressierten Blicke der anderen Frauen hier nicht zu bemerken – die meisten sind Besucher der *Golden Globe*-Verleihung, die es immer kaum fassen können, Hollywoods größten Stars so nahe zu kommen. Vor mir wartet Uma Thurman in der Schlange, hinter mir Kate Winslet. Als Hilary mich im Spiegel entdeckt, wirft sie mir ihr strahlendes Lächeln zu und ruft: »Frances, wo warst du bei meiner *Million Dollar Baby*-Pressekonferenz? Du hast mir gefehlt ... ich brauche doch deine Unterstützung.« Ich bin nämlich seit 25 Jahren eines von 90 Mitgliedern der so genannten »Hollywood Foreign Press«, der Auslandspresse in Los Angeles, die jährlich die *Golden Globes* an die Besten von Hollywood vergibt.

Von allen Berühmtheiten, die mir in den 30 Jahren, die ich jetzt in Hollywood lebe, begegnet sind, ist Hilary Swank am »normalsten« geblieben – eine völlig natürliche, ungekünstelte junge Frau, unbeeindruckt von dem Wirbel, der um sie gemacht wird. »Von wem ist Ihr Kleid?«, spricht sie plötzlich eine Klatschkolumnistin von der Seite an. »Calvin Klein«, antwortet Hilary automatisch. Die gleiche Frage hat sie auf dem roten Teppich bei ihrer Ankunft hier im Hotel schon

hundertmal beantwortet. »Und wie nennt sich die Farbe?«
»Das weiß ich nicht. Sieht braun aus, oder?«, antwortet sie trocken in ihrer burschikosen Art und wendet sich wieder mir zu: »Komm an meinem Tisch vorbei, Nummer sechs, und sag hallo zu meinem Mann. Der freut sich. Ich kann dir nicht sagen, wie verliebt ich in Chad bin, ich liebe ihn nach 12 Jahren immer mehr.«

Hilary hakt sich bei mir unter und zieht mich mit raus, vorbei an den drei Visagistinnen, die der Kosmetikkonzern L'Oreal bereitgestellt hat, um Stars und Nobodys das Make-up aufzufrischen. »Ich muss zurück«, sagt sie und lacht, »man hat mich gewarnt, nicht zu lange zu verschwinden!« Einmal ist es nämlich der TV-Schauspielerinnen Christine Lahti passiert, dass sie auf der Toilette war, als sie als Gewinnerin ausgerufen wurde und auf die Bühne sollte. Im Jahr darauf absolvierte sie ihren Auftritt während der Show mit einem Fitzel Klopapier am Stöckelabsatz, was für großes Gelächter sorgte.

Es stimmt schon, dass die *Oscar*-Verleihung viel bedeutender ist, aber beim *Golden Globe* hat man einfach mehr Spaß. Im Vergleich zum *Oscar*, wo man im Kodak Theatre am Hollywood-Boulevard mit mehr als 3200 Gästen in Reih und Glied auf verschiedene Stockwerke verteilt wie im Kino sitzt, ist der *Globe* im Ballsaal des Hilton mit 108 runden Tischen und je 12 Gästen drumherum eine eher intime Veranstaltung. Man isst, trinkt und feiert. Neben mir, vor mir, hinter mir: Mick Jagger, Scarlett Johansson, Clint Eastwood, Lisa Marie Presley, Johnny Depp, Charlize Theron, Prince, Nicole Kidman – die Schönsten und Erfolgreichsten.

Kaum ist Hilary wieder an ihrem Platz angekommen, öffnet auf der Bühne Dustin Hoffman den Umschlag, in dem sich der Name der besten Darstellerin des Jahres verbirgt. Er schaut auf und grinst: »Hilary Swank!«

Leonardo DiCaprio und Cate Blanchett lauschen aufmerksam ihrer Dankesrede. Beide sind nominiert für ihre Rollen in *The Aviator*, dem Film über das Leben des exzentrischen Milliardärs Howard Hughes. Leonardo macht einen angespannten Eindruck. Es ist nicht seine erste Nominierung, aber heute möchte er gewinnen, weil ihm der Film wirklich was bedeutet, mehr als *Titanic*. Es ist sein Traumprojekt, an dem er sieben Jahre gearbeitet hat, bis es endlich auf der Leinwand erschien. Seine Kategorie ist erst ziemlich am Schluss dran – für Leonardo eine Qual, für die Zuschauer die Krönung des Abends. Als Charlize Theron seinen Namen als bester Schauspieler verkündet, holt er tief Luft. Dann fasst er sich erleichtert ans Herz und stürmt auf die Bühne. Er ist nicht mehr der Traumboy aus *Titanic*, sondern ein erwachsener 30-jähriger Mann, für viele jetzt ein Traummann, der eine ergreifende Dankesrede hält. Er fühle sich privilegiert, Teil von Hollywood geworden zu sein, dieser Filmwelt, in der er aufgewachsen ist, sagt er. Der Höhepunkt sei für ihn, mit seinem Lieblingsregisseur Martin Scorsese gearbeitet zu haben. Er hält ihn für den größten Filmemacher aller Zeiten, sagt er mit dieser rührenden Ernsthaftigkeit; unten im Saal lächelt Scorsese wie ein stolzer Papa. Außerdem könne er diese Auszeichnung nicht annehmen, sagt Leonardo, ohne sie »mit meinen wundervollen Eltern zum Dank für ihre liebevolle Unterstützung zu teilen«. Wie lieb, denke ich mir und versuche den Gesichtsausdruck seiner Mutter zu erhaschen.

Ich bin nämlich mit Irmelin DiCaprio befreundet, seit Leo mich vor vielen Jahren mit ihr bekannt gemacht hat. Viele schöne Stunden haben wir in dem Strandhaus in Malibu verbracht, das ihr Leo von seiner ersten großen Gage gekauft hat.

Meine erste Begegnung mit Leonardo war im vornehmen

»Four Seasons«-Hotel in Beverly Hills im März 1997. *Titanic*, der erfolgreichste Film der Geschichte, war noch nicht einmal abgedreht, und Hollywood munkelte von einem Desaster, weil die Produktion sich unendlich hingezogen und 200 Millionen Dollar verschlungen hatte. Ich wollte ihn für den *Stern* zu seinem Film *Romeo und Julia* interviewen. Der schlanke Sunnyboy, der nie eine Schauspielausbildung absolviert hatte, galt schon damals als eines der größten Talente. Monatelang hatte ich mich um diesen Termin bemüht und bei meinen Vorbereitungen erfahren, dass seine Mutter aus Deutschland stammt.

Leonardo kam eine Stunde zu spät ins Zimmer gehumpelt – er hatte sich beim Basketball mit Freunden am Strand von Venice Beach den Fuß verstaucht. Er sah blendend aus und überraschte mich mit seiner Größe; ich hatte ihn mir kleiner vorgestellt, so wie das bei den meisten Superstars der Fall ist, die ich hier treffe – Tom Cruise zum Beispiel ist nicht viel größer als einssiebzig. Wahrscheinlich erinnerte ich ihn an seine Mutter, denn er vertraute mir gleich. Ich hätte den gleichen Akzent wie sie, sagte er. »Sie ist bei einem Bombenangriff in einem Bunker auf die Welt gekommen, ist im Nachkriegsdeutschland aufgewachsen und in den 60er Jahren nach Amerika emigriert. Sie hat viel in ihrem Leben durchgemacht. Sie ist mein Vorbild«, sagte er und versuchte, seine dunkelblonde Mähne straff hinter die Ohren zu stecken. Wie sich später herausstellte, waren Irmelin und ich beide Einzelkämpferinnen und gleich alt, Irmelin vom Kohlenpott, ich aus Niederbayern. In Leonardos sonnengebräuntem Jungengesicht blitzten die unglaublich blauen Augen auf, als er mir von seiner Oma aus Oer-Erkenschwick vorschwärmte, die gerade zu Besuch war. »Oma ist zwar klein, aber sie ist ›absolutely great‹. Sie macht meine Fanpost. Sie liebt das. Tag und Nacht liest sie die Brie-

fe. Dann ist sie ganz aufgeregt.« Er ahmt sie mit hoher Stimme nach: »Leonardo, schau dir diesen Brief an. Der kommt aus Thailand! Ich kann gar nicht glauben, wo man dich überall kennt!«

Am Samstagnachmittag nach diesem ersten Interview war ich zu Hause bei Leonardo eingeladen und durfte Mutter und Oma persönlich kennen lernen. Beim Kaffeeklatsch waren die Damen anfangs sehr zurückhaltend. Es war für sie überraschend, dass er mich als Journalistin in seine Familie einführte. Das Haus im Stadtteil Los Feliz war blitzblank, bunte Blumen im Vorgarten, hinter dem Haus ein Swimmingpool. Nicht luxuriös, gut bürgerlich. Nicht unbedingt die beste Gegend. Er ist seiner Großmutter sehr ähnlich, dachte ich mir. Eine starke Frau, die mit 40 Jahren mit Kind und Kegel vom Ruhrpott nach New York emigrierte und mit siebzig von der Bronx wieder in ihren Heimatort zurückkehrte. Irmelin blieb in Amerika und siedelte nach Los Angeles über, heiratete George DiCaprio. Nach sieben Jahren bekam sie Leonardo Wilhelm DiCaprio (Wilhelm nach seinem deutschen Großvater), und ein Jahr später trennte sie sich von ihrem Mann. Leos Eltern lebten im gleichen Viertel, so musste er weder auf Mama noch auf Papa verzichten.

»Frances«, fragte Irmelin später auf unserem Kaffeekränzchen, »wie bist du denn aufgewachsen?« Und so waren sie wieder da, die Kindheitserinnerungen.

Meine Mutter steht in der Küche im »Gasthof zur Post«, mit einer Wickelschürze, Zigarette im Mundwinkel. Aus riesigen Töpfen dampft es – auf den Holzgeheizten Ofenplatten eine gleichmäßige Hitze zu erzeugen war eine Kunst, die sie beherrschte. Der Anlass: eine Dorfhochzeit. Eine bayerische Musikkapelle spielte. Mutti hatte alles im Griff, kommandie-

ren konnte sie gut. Und kochen. Da stand sie im Mittelpunkt der Bewunderung. Fanni Gangkofer, meine Mutter, war die Oberwirtin in Kollbach. Fannerl nannte man sie. Sie war die beste Köchin im weiten Umkreis und wurde oft gebeten, auch auf anderen Hochzeiten, die nicht in unserer Wirtschaft stattfanden, sondern bei der Konkurrenz zu kochen. Da lebte sie auf. Gefragt zu sein tat ihr gut. Und sie war dankbar für jedes bisschen Geld, das sie dazuverdienen konnte.

Als die Älteste musste ich schon als Kind anpacken. Jeden Sonntag um sechs Uhr morgens weckte mich Mutti vor ihrem Weg zur Frühmesse, um die Wirtschaft für den Frühschoppen vorzubereiten. Ich hatte meine Routine: erst mal alle Vorhänge aufziehen, damit Tageslicht reinkam. Dazu hüpfte ich über die Bänke von Tisch zu Tisch. Es stank nach abgestandenem Bier und kaltem Zigarettenrauch. Fenster auf, frische Luft hereinlassen, übergequollene Aschenbecher ausleeren, schmutzige Biergläser von den Tischen einsammeln, verkrustete Brotzeitteller in der Küche zum Abwasch stapeln, die Gläser im Waschbecken in der Schenke spülen und mit dem Geschirrtuch polieren.

Ein Onkel kam schon während der Frühmesse auf sein erstes Bier. Einmal versuchte er mich zu küssen und seine Zunge in meinen Hals zu stecken. Eklig, auf gut bayerisch: mir grauste. Ich hüpfte ihm davon – über die Tische, wie ich das beim Vorhangöffnen geübt hatte. Ein andermal, beim Kirschenpflücken, fummelte er zwischen meinen Beinen. Ich erstarrte vor Scham und war überzeugt, es läge an meiner zu großen Unterhose. Erzählt hab ich das niemandem, vor allem Mutti sollte davon nie erfahren. Fortan nahm ich vor diesem Onkel Reißaus.

Ich deckte für die Familie den Frühstückstisch und setzte

Kaffeewasser auf. Danach machte ich mich mit meinen Geschwistern in unseren besten Sonntagskleidern fesch für die Hauptmesse in der Dorfkirche. Als anständige Familie musste man da gesehen werden, das gehörte dazu wie regelmäßiges Beichten. Im Beichtstuhl hatte ich auch mein peinlichstes Kindheitserlebnis. Ich wollte eine der Ersten sein nach der Schule. Keine Zeit für einen Toilettenbesuch. Um den Drang zu unterdrücken, trippelte ich von einem Bein aufs andere, bis ich endlich dran war. Und als ich mich hinkniete, rauschte es wie ein Wasserfall ... Ein andermal war ich allerdings der rettende Engel. Ich bewunderte zu Weihnachten die aufgebaute Krippe mit dem Jesuskind und entdeckte plötzlich Rauch in der Sakristei. Wie eine Verrückte rannte ich um Hilfe und verhinderte einen Kirchenbrand. »Dein langes Gstell ist doch zu was gut«, lobte man mich.

Morgens vor der Schule musste ich zum Gottesdienst. Was würden sonst die Leute sagen? Und erst recht der Pfarrer Bodensteiner. »Sonst kommt doch niemand zu uns ins Wirtshaus, und alle gehen zum Unterwirt«, behauptete Mutti. Meine Schwester Marietta rebellierte: »Ich werde mich nicht frömmelnd stellen, nur damit die zum Saufen kommen ...« Mutti konnte dagegen nicht viel sagen: »Dann tut's halt wenigstens mir zuliebe ...« Marietta sperrte sich, ich nicht, ich wollte ihr nicht noch mehr Sorgen bereiten. Darauf achtete ich mein ganzes Leben. Ich wollte Mutti glücklich sehen. Ihr Glück empfand ich als meine Lebensaufgabe. Wenn Mutti fröhlich war, konnte ich Kind sein.

Die ersten vier Jahre meines Lebens bin ich bei Oma und Opa aufgewachsen und wurde mit Liebe überschüttet, sagte man mir. Opa war der einzige Mann im Haus. Er war Holzschuhmacher, fertigte für die Bauern Schuhe aus Holz und Leder an für die Arbeit im Stall. Opas Werkstatt war im Erdgeschoss.

An seiner Holzbank schnitzte er verschiedene Größen, mit einer Fräse schabte er die Fußsohlen aus. Darauf nagelte er Filzstoff und dann das Leder. Um sie zum Verkauf anzubieten, hängte er die Holzpantoffel an einem Besenstock der Größe nach aufgereiht ins Schaufenster. Die Holzspäne waren mein Lieblingsspielzeug.

Opa war ein lebhafter Geschichtenerzähler. Er überzeugte mich davon, dass ich, wenn es regnet und zur gleichen Zeit die Sonne scheint und ich mein Ohr in die Regenpfütze tauche, hören könnte, wie der Teufel seine Frau verprügelt – und ich glaubte ihm.

Opa war außerdem Fahrradmechaniker. Ich beobachtete ihn beim Flicken von Fahrradschläuchen, wie er verrostete Ketten auf Vordermann brachte und Klingeln wieder zum Läuten. Dieser Werkstattgeruch macht mich heute noch sentimental. Faszinierend war Opas Glasauge. Nahm er es heraus, blieb ein hohles Loch in seinem Kopf. Wenn ich ahnungslos eine Schublade aufzog und hysterisch schrie, weil mich sein Glasauge anstarrte, war das ein Heidenspaß für ihn.

Ging ihm die Arbeit in der Werkstatt wegen seiner Einäugigkeit und der Gicht nicht richtig von der Hand, dann konnte er unglaublich fluchen: »Kreiz-Kruzifix-Sakrament-hoi-die-Deifi-und-deine-Oide-zackle-zement-sapalot«. Opa reagierte sich nie an mir ab, er schimpfte mich nie. Er verwöhnte mich mit Spezialitäten, die man sich nach dem Krieg eigentlich nicht leisten konnte: Butter und Schinken für die heimliche Brotzeit in der Werkstatt. Opa gab mir das wunderbare Gefühl, ich sei etwas Besonderes.

Meine Schönberger Oma war die Starke in der Familie, klug und streng. Als Opa ein drittes Kind haben wollte, stellte sie folgende Bedingung: »Nur wenn du aus der Nazi-Partei aussteigst. Da hast du nichts verloren. Das sind alles Bazis.«

Mein Großvater gehorchte und Tante Liane wurde geboren, das hübscheste von den Kindern und nach Resi die jüngste Schwester meiner Mutter. Oma brachte allen drei Nähen und Stricken bei. Näherin war der Beruf jeder Schönbergerin. Damit verdienten alle ihr Geld.

Die Nähstube befand sich über Opas Werkstatt im ersten Stock. Die Nähmaschinen, damals noch mit Trittbrett angetrieben, schnurrten um die Wette. Tante Rosa, Omas verwitwete Schwester, lebte mit im Haus. Sie war Kettenraucherin, hatte ein gefürchtetes Mundwerk und kochte für alle. Sie und Oma hatten eine beneidenswerte Haarpracht – leider mir nicht vererbt. Oma trug ihr dickes gewelltes Haar als Knoten im Nacken, Tante Rosa als kurzen Bubikopf wie ein Mann.

Als ich vier war, heiratete meine Mutter. Aus Trotz. Aber nicht meinen Vater, sondern einen anderen. Es war eine Verzweiflungstat. Mein Vater, Sebastian Niggel, der Bäckermeister aus Fischbachau in Oberbayern, war ihre große Liebe. Für mich war der »Wastl«, wie sie ihn nannte, ein Fremder. Er kam selten zu Besuch. Nach dem Krieg gab es nur das Fahrrad als Fortbewegungsmittel, und es war eine verdammt weite Strecke aus den Bergen von Oberbayern nach Niederbayern. Er hatte meiner Mutter immer wieder das Heiraten versprochen und den Hochzeitstermin ständig verschoben. Meine streng katholische Oma wollte ihre Fannerl mit dem unehelichen Kind aber endlich unter der Haube wissen: »Heirate doch den Blankenöder Schorsch, dann bleibst du in Kollbach, ich kann dir helfen und du mir!«

Der strenge Blick meiner Großmutter hatte eine mächtige Wirkung auf meine liebeskranke Mutter. Der Blankenöder Schorsch, ihr Zukünftiger, konnte meine Mutter mit dem gleichen strengen Blick beherrschen.

Meine Mutter war 28 Jahre alt, als an ihrem Geburtstag am

3. Oktober das Aufgebot bestellt wurde. Bei der Hochzeit war sie auf 50 kg abgemagert. Bei der kirchlichen Trauung trug Mutti ein schwarzes Kleid. Ich ein langes weißes und einen Blumenkranz im Haar. Deswegen war für mich klar, dass ich die wirkliche Braut bin, die echte.

Georg Gangkofer hieß der Bräutigam offiziell. Er war 14 Jahre älter, ewiger Junggeselle und verdiente sein Geld mit Honig aus der Bienenzucht. Nach der Hochzeit zog ich mit Mutti zum Imkermeister in die »Villa«. So hieß im Dorf das zweistöckige Haus mit Erkern und großzügigem Treppenaufgang, 1910 gebaut, was man heute noch auf der eisernen Wetterfahne am Erker und am Stuck an der Frontseite sehen kann. Die Bauweise nennt sich Neo-Jugendstil, seltsam unpassend in bayerischer Landschaft. In wochenlanger Arbeit wurden damals die Ziegelsteine mit Ochsenkarren aus Marklkofen angekarrt. Der Stuck wurde von Italienern, die durch Südbayern zogen, in Akkordarbeit geschaffen. Eigentlich ist dieses Haus ohne Keller eine absolute Fehlkonstruktion. Nun steht es unter Denkmalschutz und ist bald nicht mehr bewohnbar.

Mein Stiefvater ist auf einem Bauernhof, gleich neben der Villa, mit acht Geschwistern aufgewachsen. Das Dorf hat er nur für den Krieg verlassen. Das hat ihm gereicht. Nach seiner Rückkehr wollte er nie mehr weg, er hatte genug von der Welt da draußen.

Mutti war das genaue Gegenteil. Ihre glücklichste Zeit war weit weg von zu Hause: ihr Leben in Fischbachau, in der malerischen Schliersee-Gegend in Oberbayern, wo sie als Zimmermädchen beim Unterwirt arbeitete. Von Fischbachau träumte sie bis zuletzt. Dort lernte sie den feschen Wastl in seiner oberbayerischen Tracht kennen und verliebte sich un-